

Siebzehn rote Steine ...

Von Martin Grill

Neusatz nach dem Originalabdruck in DIE BRÜCKE (1959). Orthographie und Zeichensetzung wurden beibehalten; lediglich die Zeilentrennungen des Zeitungssatzes wurden aufgelöst.

Der eilige Fuß, der durch die engen Straßen der Altstadt zum Bahnhof strebte, stockte plötzlich. Hinter dem schmalen Schaufenster des alten Kaufmannshauses, das wie alle seine Nachbarn schon zum Abbruch verurteilt war, glänzte und glitzerte es verführerisch. Neben billigen und prahlerischen Massenartikeln, die kaum mehr wert waren als das verwendete Material, lockte, gefaßt in edlem Metall, violetter Amethyst, blauer Topas, zart-meergrüner Aquamarin, leuchtender Turmalin mit feinen farbigen Einschlügen, fluoreszierender Flußspat, und dort, in altertümlichen Fassungen, glühten bescheiden und unaufdringlich dunkelrote Steine von einer für diese Art ungewöhnlichen Größe. Sollten sie wirklich echt sein, wie es die kleinen Tafeln in den Worten einer fremden Sprache behaupteten?

Ich stand unschlüssig. Was konnte schon geschehen? Wenn ich mich nachher etwas beeilte, so konnte ich wohl immer fünf Minuten darauf verwenden. Eine alte Glocke tönte im harmonischen Dreiklang, und ich stand im Halbdunkel des Ladens.

Die Frau mochte wohl dreißig Jahre alt sein; sie war blond und von der kühlen Schönheit der hellen Sommernächte dieses Landes. Ihre lichte Erscheinung bildete einen seltsamen Kontrast zu einer Umgebung, die zugleich erregte und bedrückte. Es roch nach alten Zinngefäßen und nach Moder, nach dem Reichtum vergangener Geschlechter und nach dem Staub der Jahrhunderte. Geräuschlos glitt die junge Frau zwischen Truhen und Schränken hindurch, legte stumm das gewünschte Schmuckstück auf das grüne Tuch des Tisches und knipste eine verborgene Lampe an.

*

Es war ein Halsband aus siebzehn in Gold gefaßten Almandinen, die unter dem Namen Böhmisches Granaten in der Welt bekannt geworden sind. Ein großer dunkelroter Stein bildete die Mitte, er war von einem Kranz kleinerer Pyropen umgeben, zu beiden Seiten schlossen sich je acht schöne Steine an. Wären sie von absoluter Regelmäßigkeit gewesen, so hätte man mit Recht an ihrer Echtheit zweifeln können, denn in dieser Größe waren sie sehr selten. Doch zeigten sie in Farbe und Aussehen kleine Variationen; wenn man sie gegen das Licht hielt, waren die einen leuchtend rot, andere dunkler, wieder andere zeigten einen schwachen bläulichen Schimmer: „Ja, es sind schon echte Granaten“, sagte die Frau mit einem leisen Lächeln, „und es ist eine schöne alte Fassung. Das Halsband könnte sicher so manches erzählen.“ Und behutsam nahm sie die Kette auf und ließ sie durch die Hand gleiten. Die roten Steine schienen auf ihrer zarten, hellen Haut plötzlich Leben zu gewinnen, und in einem Anflug von Unruhe legte sie das Halsband auf die grüne Decke zurück.

*

Sie hatte recht. Und es wäre eine Geschichte von Feuer und revolutionären Urgewalten. Eingesprengt in grün-graue Serpentine ruhten diese Steine unter Jahrmillionen im archaischen Urgebirge. Dann durchbrachen glühende Magmamassen die dünne Erddecke und lösten die Serpentine auf. Endloser Regen vulkanischer Asche bildete eine neue Decke, in der die roten Almandine eine zweite Lagerstätte fanden. Die Wasser der Diluvialzeit schwemmten die Reste nach Süden, und während das vulkanische Böhmisches Mittelgebirge emporwuchs, fanden die roten Steine im heutigen Egergraben eine zweite und dritte Lagerstätte. So haben die Wissenschaftler diese Geschichte nachgezeichnet, und man kann ihnen wohl darin trauen. Einen Rest des alten Gebirges aber ließ das Wasser launischerweise stehen, es bildet einen unansehnlichen Hügel südlich des Berges

Wostrei. „Linhorka“, nannten ihn die Tschechen, „Der faule Berg“ bedeutet das – die Dichtung des Volkes kommt oft der Wahrheit sehr nahe.

Im Berg und in der Schuttdecke fand man Opal und Spinell, Turmalinkristall, Topas, Rubine, Saphire und Granaten. Alles in kleinen Mengen natürlich, aber immerhin. Die Schatzsuche in Böhmen war selten ergebnislos, aber auch selten richtig lohnend.

Doch das ist ein Stück Natur- und Sozialgeschichte, und es ist hier lange nicht das Wesentliche.

Denn diese Steine hier erinnerten mich auch an ein Stück erlebter Wirklichkeit. An sonnendurchglühete Tage im Vorland des Mittelgebirges, an den süßen Duft der Baublüte im Frühjahr und an den herben Geruch der weiten böhmischen Felder im Herbst, da im Abenddämmern die von Kartoffelkraut genährten Feuerchen herüberglühten und die dunkler werdende Erde die letzte Wärme stiller Spätsommertage ausatmete.

Im Norden stand die gezackte Wand des Gebirges gegen den abendlichen Himmel, im Süden verlor sich das Land in die Ferne. Irgendwo dort trafen wir auf ein altes Landhaus, das vor unseren forschenden Blicken still und verschlossen blieb. Hier lebte Ulrike von Levetzow, Goethes letzte und tragisch-hoffnungslose Leidenschaft, einer großen Erinnerung. Es gab damals noch Leute, die Ulrike gekannt hatten. Sie war eine würdige alte Dame von stiller Freundlichkeit, erzählten sie von ihr, und sie hat sich der Ehre würdig erwiesen, daß ihr Name mit dem des Alten von Weimar in einem Atemzuge genannt wird. Hierher gingen im Jahre 1823 auch die erschütternden Verse aus der Marienbader Elegie:

*„... Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabelseligen Munde,
Sie trennen mich, und richten mich zugrunde.“*

Siebzehn rote Steine, und diese so wohlbekannt erscheinende alte Fassung, konnte das ein Zufall sein? Die Geschichte ist noch lange nicht zu Ende, und unruhig suchen die Gedanken den verborgenen Faden ...

*

Ich sehe sie heute noch vor mir in ihren sackleinenen Sträflingskleidern, die abgezehrten zerprügelten Gestalten mit den kantigen schmalen Gesichtern. Der Sicherheitsdienst hatte sie aus dem Lager jenseits der nahen Protektorgrenzengrenze herübergebracht, und nun arbeiteten sie am Bahndamm und hoben längs der Straße Gräben aus. Erst waren es nur Männer gewesen, aber bald kamen auch Frauen. Voll hilflosen Zornes mußten wir mitunter ansehen, wie die SD-Leute sie mit den Gewehrkolben in den Graben stießen, aber keinem von uns glückte es, jemals näher als 20 Schritt heranzukommen, die Wachen, die stumpf und gefühllos aussahen, hoben sofort schußbereit die Gewehre.

Nach einigen Tagen fanden wir doch über den Geräteschuppen, in dem sie ihre Werkzeuge abstellten, einen Weg der Verständigung; und die Mädchen fanden unter Schaufeln und Karren Brotstücke oder einige Würfel Zucker, ein paar Zigaretten und einen Bleistiftstummel – alles Kostbarkeiten, die für viele von ihnen unerreichbar blieben. Und wenn wir nach ihrem Abzug die Hütte durchsuchten, fanden wir bald die erwarteten Kassiber. „Wir brauchen Brot, Zucker, alles – wir bezahlen ...“ stand auf einem halb im Sand vergrabenen Karton. Sie brauchten Brot, wir wußten es, und der Mangel an Brot war sogar gefährlicher als der Gewehrkolben des SD-Mannes. Denn wer nicht mehr arbeiten konnte, der wurde unbarmherzig beseitigt. Er ging auf irgendeinen Transport und kam nie mehr zurück. Aber Brot war so selten, auch für uns, und niemals konnten oder durften wir soviel

im Sand verbergen, als es der Zustand der Gefangenen erfordert hätte. Und auch unter uns gab es Verräter.

Dann gab es fürchterliche Tage, wo wir es nicht wagen konnten, etwas in den Schuppen zu legen, Tage mit Schlägen und Visitierungen, die den Zuschauern das Blut in den Adern erstarren ließen, und an denen ein Zeichen des Mitleides zu einem Teufelsgeschenk geworden wäre.

Doch kein Terror ist vollkommen, und vom Menschen zum Menschen führen unzählige Wege. So hatte ich auch eines Tages ein kleines Päckchen in der Hand mit einigen darauf gekritzelt Worten. „Ein kleines Taschenmesser oder eine Schere“, stand dort, und auf der anderen Seite stand „Rasierklinge, auch gebraucht.“ Aus dem Paket selbst aber glitt eine Kette aus gelbem Metall, ein Halsband mit siebzehn dunkelroten Steinen. In der Mitte war ein ungewöhnlich großer, umgeben von sandkorngroßen Pyropen, rechts und links schlossen sich je acht schöne Steine an ...

Das erste Gefühl war ein eiskalter Schreck: Verrat?! Eine Falle?! – Wie konnte sie dieses Schmuckstück verbergen? Doch dann fiel mir ein, wie unglaublich erfinderisch doch der gehetzte Mensch sein kann. Im Lager war ein großes Kommen und Gehen; man hatte es um ein ehemaliges Wohnviertel erweitern müssen. Vielleicht hatte eine vom Tode gezeichnete Gefangene es vor dem Abtransport einer zurückbleibenden Leidensgefährtin übergeben. Bald glaubte ich auch zu wissen, wer dies war, und erst jetzt verstand ich einige flüchtige gewagte Blicke, die mich im raschen Vorbeischaun getroffen hatten. Ich hatte ihr einmal helfen können. Aber ein Messer? Warum ein Messer? Und warum dafür diese schwere goldene Kette mit den dunkelroten Steinen? Sollte ich der nächste Erbe sein, da kein anderer Weg mehr blieb?

Eine Nacht lang gehörte die Kette mir; nach qualvollen Stunden der Überlegung legte ich sie dann zurück, zusammen mit einem kleinen scharfgeschliffenen Federmesser. Wer vermag zu sagen, was in solchen Stunden falsch oder richtig ist? Am nächsten Tag wurde ich abberufen, und ich habe nie erfahren, ob das Paket sein Ziel erreicht hat, und niemals mehr traf ich die junge verzweifelte Frau ...

*

„... Sie können auch erst einmal eine Nacht darüber schlafen“, sagte eine freundliche ruhige Stimme. Ich schreckte auf. „Ja, natürlich, ich kann ja auch einmal darüber schlafen. Vielen Dank!“ – Als der sonore Dreiklang der Türglocke verhallt war, sah ich, wie die Frau mir durch das Fenster nachschaute und dabei still und verständnisvoll lächelte.

Es hatte alles nur ein paar Minuten gedauert und ich erreichte sogar noch den Zug. Erst als er sich in Bewegung setzte, erinnerte ich mich, daß ich nicht einmal nach dem Preis gefragt hatte. Und als ich nach Monaten wieder in die Stadt kam, war das Haus verschwunden, man arbeitet schnell in unserer Zeit und oft erbarmungslos.

Auch scheinbar tote Dinge haben ihre Schicksale, wer nicht in ihnen das Leben sieht und den Tod, kennt weder den Tod noch das Leben ...